

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegraph-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Anzerate werden die 5 gespaltene Zeile ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Anzerate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Wahlbeteiligung und Wahlbündnisse.

* Leipzig, 22. August.

Die Frage der Wahlbündnisse ist wohl zu scheiden von der Frage der Wahlbeteiligung an den Landtagswahlen. Ueber die letztere von neuem zu diskutieren, erscheint im Augenblick nicht angebracht. Zwar können wir uns nicht der Ansicht anschließen, daß jede weitere Diskussion hierüber überflüssig oder gar gewissermaßen verboten sei, weil der Parteitag eine Entscheidung getroffen hat. Haben nicht frühere Parteitage Beschlüsse gegen die Beteiligung gefaßt? und haben die Anhänger der Beteiligung etwa deswegen geschwiegen? Im Gegenteil, sie haben in Wort und Schrift unermüdet für ihre Ansicht Propaganda gemacht. Das war ihr Recht, ja, das war sogar ihre Pflicht. Sahen sie die Partei auf einem Wege, der nach ihrer Ueberzeugung falsch war, so hatten sie die Pflicht, die Genossen nach Möglichkeit aufzuklären und für ihre Meinung zu gewinnen. Von dem schlecht unterrichteten Parteitag mußten sie an den besser zu unterrichtenden Parteitag appellieren, und zu diesem Zweck unter der Waffe der Genossen für das agitieren, was sie für richtig hielten. Ein schlechter Parteigenosse wäre der, der nicht alle Mühe einsetzte, um die Partei für das zu gewinnen, was er für das beste hält. So sehr also früher die Befürworter der Beteiligung, trotz entgegenstehender Parteitagebeschlüsse, für ihre Ansicht weiter agitieren durften, so sehr haben jetzt die Gegner der Beteiligung das Recht und die Pflicht, auch ihren Standpunkt weiterhin zu wahren.

Doch interessiert uns das im Augenblick nicht. Von großer Wichtigkeit ist dagegen gerade jetzt, wo man sich in Preußen allmählich zur Landtagswahl rüstet, und wo außerdem die Reichstagswahl vor der Thür steht, die Frage, ob man dabei mit anderen Parteien Kompromisse und Bündnisse abschließen soll. Wir glauben zwar, daß nach der allgemeinen Stimmung, die jetzt in der Partei herrscht, die Gefahr der Bündnispolitik gering ist. Die Freisinnigen haben sich denn doch gar zu unzuverlässig erwiesen, und das sogar bei dem wichtigsten Kampfe gegen den Brotwucher. Nicht nur haben sie in mehr als einer Stichwahl dem Brotwucherer zum Siege verholfen gegen den Sozialdemokraten, sondern neuerdings sind sie sogar in Bayern direkt für den Zolltarif der Regierung eingetreten. Ja, es mehren sich die Anzeichen, daß die freisinnige Partei einen vollständigen Umfall in Sachen des Wucherzolls vorbereitet. Zugleich zeigt sich auf dem Gebiete der Kommunalpolitik in den großen Städten, wo wir am meisten mit dem Liberalismus aller Schattierungen zu thun haben, der Freisinn in einer so abschreckenden reaktionären Häßlichkeit,

daß für den Augenblick wohl selbst dem „Praktischen“ unter unseren „Praktikern“ die Lust zu einem Bündnis mit diesen Leuten vergangen ist. Es kommt hinzu, daß selbst da, wo etwa noch die Führer des Freisinn zuverläßig sind, ihre Wähler ihnen die Gefolgschaft verlagern. Der freisinnige Spießer ist viel zu „ordnungsliebend“, um für den Sozialdemokraten zu stimmen, selbst da, wo seine Führer diese Parole ausgegeben haben.

Wenn nun aber auch aus solchen Zweckmäßigkeitsgründen im Augenblick jedes Bündnis abgelehnt werden dürfte, so ist doch nicht die Garantie geboten, daß dies auch über das Jahr noch geschehen wird. Für die Reichstagswahl allerdings ist wohl kaum etwas zu befürchten. Aber ist die erst einmal vorüber, so wird der Freisinn, dem unsere Unterstützung sehr wertvoll ist, sich sicherlich wieder sehr radikal gebärden, und dann sind die angeführten Zweckmäßigkeitsgründe alle hinfällig. Es genügt eben nicht, nur nach Zweckmäßigkeitsgründen unser Verhalten zu den anderen Parteien zu regeln, sondern wir müssen uns principiell darüber klar werden.

Wozu wählen wir überhaupt? Aus zwei Gründen: erstens, um bei den Wahlen eine kräftige Propaganda für unsere Ideen zu machen, zweitens, um Abgeordnete ins Parlament hinein zu bekommen. Den „Praktikern“ unter uns ist der zweite Zweck wichtiger, als der erste; sie operieren, wie stets, mit dem bloßen „gesunden Menschenverstand“ und meinen, wenn wir wirkliche, greifbare Vorteile für das Volk erreichen wollen, so müssen wir an der Stelle mit zu bestimmen haben, wo über solche Vorteile entschieden wird. Das ist auch unbestreitbar richtig. Nun geht aber der „gesunde Menschenverstand“ weiter und schließt: Wir müssen also unter allen Umständen Abgeordnete ins Parlament hineinbekommen. Und da beim preussischen Landtag kaum daran zu denken ist, daß wir aus eigener Kraft einen Sitz erringen, so sind wir auf fremde Hilfe angewiesen, für die wir natürlich Gegenleistungen machen müssen.

So sieht die Sache auf den ersten Blick aus, und das ist der Weg, den uns die „reinen Praktiker“ empfehlen. Wenn wirklich, infolge des Bündnisses, unsere Principien im Wahlkampf nicht mit voller Schärfe vertreten werden können, so wird das aufgewogen, meinen sie, durch die praktischen Vorteile, die wir nachher im Parlament erreichen können, wenn wir nur erst drin sind.

Sicherlich eine bestehende Schlussfolgerung. Ebenso bestechend wie die Behauptung, daß die Erde sich um die Sonne dreht, weil sie, ebenso wie diese, mit dem äußeren Schein der Dinge übereinstimmt. Aber die genauere Beobachtung der Thatfachen muß doch Zweifel erwecken. So zum Beispiel haben die Liberalen vor 40 Jahren die hier empfohlene Taktik nicht befolgt, und zugleich waren sie

eine große und mächtige Partei, die über viele Abgeordnete in den Parlamenten verfügte und vieles, was sie wollte, durchsetzte. Seit etwa 25 Jahren ist der Liberalismus umgekehrt, hat „praktische“ Politik getrieben, ist mehr darauf bedacht gewesen, Abgeordnete zu haben, als gegenüber augenblicklichen „praktischen“ Vorteilen fest zu bleiben. Und der Erfolg? Nun, schlimmer kann wohl niemand auf den Hund kommen, als die liberalen Parteien. Ihre Macht ist verschwunden. Oder ein anderes Beispiel: die Sozialdemokratie hat bis jetzt jene „praktische Politik“ nicht getrieben. Seit wenigen Jahren erst wird sie in unseren Reihen empfohlen und Anwendung hat sie nur erst ganz vereinzelt gefunden. Und trotzdem hat sich unsere Partei aus kleinen Anfängen Schritt für Schritt zu einer stattlichen Macht entwickelt.

Diese Thatfachen sprechen dafür, daß der bloße „gesunde Menschenverstand“ in dem oben angeführten Gedankengang irgend etwas übersehen haben muß, daß die Sache anders zusammenhängt, mit einem Wort: daß auch hier wieder die Dinge anders sind als sie scheinen.

Und so ist es auch in der That. Man hat bei jener oberflächlichen Betrachtung die wahren Grundlagen unserer Macht außer acht gelassen. Was ist es denn, worauf einzig und allein eine Volkspartei, eine Volksbewegung sich stützen kann? Das feste, unverbrüchliche Vertrauen der Massen. Die Agrarier, die Konservativen stützen sich auf ihre Kläyden und Pötkchen in den Organen der Regierung und in letzter Linie auf die Bajonette. Dergleichen steht uns nicht zur Verfügung, und wenn wir es hätten, würden wir es mit Verachtung zurückweisen. Wir sind nur mächtig durch das Vertrauen des Volkes.

Man hört seit einiger Zeit auch in unseren Reihen manchmal Schlagworte wie: „Die Politik verdirbt den Charakter; mit sittlichen Grundsätzen kann man nicht Politik machen, da muß man nehmen, was zu kriegen ist.“ Das alles paßt für die reaktionären Parteien, es ist aber grundfalsch für uns. Wir können nur mit sittlichen Grundsätzen in der Politik etwas erreichen. Wir sind nur stark, wenn die Massen nicht nur hinter uns stehen, sondern wenn sie begeistert hinter uns stehen. Die Massen aber kann man nur hinreißen und begeistern mit großen Idealen und mit festen Grundsätzen.

Deshalb muß für uns die erste und wichtigste Aufgabe bei Wahlen sein, für unsere Ideen Agitation zu machen, und zwar in ihrer vollen Reinheit. Den Massen zeigen, was wir wollen, und das ohne Rückhalt und Einschränkung, darauf kommt es in allererster Linie an. Die Eroberung von Mandaten muß dahinter zurücktreten. Ist es nicht möglich, ein Mandat zu erobern, indem man für unsere

Seuilleton.

Das tägliche Brot.

Roman von Klara Diebig.

XX.

Der Frühling war rasch gekommen, sieghaft über Nacht. Der Flieder, der auf dem Sand der Mark so gut gedeiht, stand schon in blaurötlich schimmernden Blütenknospen, und die Kastanienbäume hatten die Kerzen aufgesteckt. Der Himmel zeigte ein tieferes Blau, die Sonne ein wärmeres Gold.

Im Reschkeschen Keller herrschte immer noch graues Winterwetter.

Frau Reschke war in den letzten Wochen sichtlich zusammengelassen, nicht gerade mager geworden, das Fett war geblieben, aber das Pralle war weg. Das Fleisch hing well. Noch immer war Arthur nicht wieder da!

Schon dreimal hatten sie in den Lokalanzeiger sehen lassen:

„Arthur, kehre zurück, alles ist Dir verziehen!“

Er mußte es nicht gelesen haben. Und so scheuten sie die Kosten nicht und spendierten noch ein viertes und fünftes Mal. Weggeworfenes Geld!

Die immerwährende Spannung nagte an Frau Reschke, und wenn sie einmal die Geschichte mit Arthur ein bißchen vergaß, dann mußte sie sich über die Geschichte mit Trude schwach ärgern.

Sie hatte so fest auf die Verlobung mit Ladewig gerechnet. Verliebt schien der doch genügend, alle Sonntag hatte er stundenlang dageessen und sich fetieren lassen!

Aber als ihm Vater Reschke, auf die mehrfache Vermahnung seiner Frau hin, zu Leibe ging, hatte er Ausflüchte gemacht. Und als Mutter Reschke ihrem Manne zu Hilfe anrückte und Herrn Ladewig durch die Blume zu verstehen gab, daß er ihre Tochter stark kompromittiert habe und diese sich als seine Verlobte betrachten müsse, hatte er sich nicht mehr im Keller blicken lassen. Und auf einen Brief, den ihm die gekränkte Mutter in unumwundenem Deutsch schrieb, antwortete er einzig mit einer Bekanntmachung im Lokalanzeiger, die Reschkes unter Kreuzband zugeschickt erhielten:

„Meine Verlobung mit Fräulein Gertrud Reschke erkläre ich hiermit als aufgelöst.“

Hermann Ladewig,
Geschäftsinhaber zu Cottbus.“

Das war zu viel! Frau Reschke brach fast zusammen. Von ihrer ewigen Redseligkeit hatte sie stark eingebüßt; Viertelstunden lang konnte sie in stumpfes Brüten versinken und hörte kaum, was die Käufer verlangten. Die Mägde fanden sie zu langweilig; ein Glück, daß Bertha da war, sonst wären sie alle abspenstig geworden.

Ja, wenn Frau Reschke die nicht gehabt hätte! Die war jetzt der rettende Engel; immer auf dem Posten, immer freundlich, immer wußte sie gerade das zu sagen, was die Leute gern hören wollten.

Sie hatte noch keine Stelle, sechs Wochen sah sie nun schor bei Reschkes herum, aber lieber wollte sie noch länger warten, als irgend etwas annehmen, was ihr nicht paßte. Oft war sie schon nach einem Dienst gewesen, aber stets mit einem langen Gesicht wiedergekommen. Wo man sie genommen hätte, gefiel es ihr nicht, und wo es ihr gefallen hätte, stieß sich die Dame an dem Zeugnis von Frau Selinger. Bertha mochte noch so betäubt die Augen

niederschlagen und mit bebender Stimme versichern, wie sehr man ihr unrecht gethan, wie schändlich die neidische Köchin sie angeschwärzt, das „nicht ehrlich“ blieb. Das hatte dem Zeugnisbuch den Stempel aufgedrückt.

Anfänglich hatte sich Bertha weiter keine Gedanken darüber gemacht, es war ihr ganz recht, sich nach der „Schinderei“, wie sie sagte, ein wenig auszuruhen; sie wurde rundlich, wie eine Wachtel, von den vielen Schokoladepfeffeln und Bonbons, die sie im Laden schleckte. Aber allmählich wurde sie unruhig, sogar ängstlich — würde das wirklich jetzt immer mit einer neuen Stellung so schwer halten? Auch fing sie an, des Kellers überdrüssig zu werden, zumal sie mit Trude nicht mehr zum Vergnügen gehen konnte.

Diese wurde von der Mutter jetzt streng bewacht. Teilnehmende Seelen hatten es Frau Reschke hinterbracht, daß Herr Ladewig sich dahin geäußert, er habe Trude sehr geliebt, er halte es aber mit „seiner Stellung“ für unvereinbar, ein Mädchen seine Braut zu nennen, das mit jedem Pouffiere, sich abends von fremden Herren ausführen lasse — nein, mit fremden Herren „rumtriebe“, hatte er gesagt! Was sollten die in Cottbus sonst wohl denken?!

So sehr sich auch Trude verteidigte und die Ehrfeigen der Mutter mit der Miene heftigster Unschuld hinnahm, so sehr auch Frau Reschke im Grunde ihrer Seele überzeugt war, daß nichts, als Reich und gemeine Niedertracht die Verlobung hintertrieben, so wachte sie doch jetzt über der Tochter. Mit unerbittlicher Strenge hielt sie darauf, daß Trude sofort aus dem Geschäft nach Hause kam; wehe ihr, wenn sie eine Minute Luft geschnappt hätte! Dann regnete es Scheltreden und Vorwürfe von Ehrfeigen. Sie setzte ihr Elli zur Aufpasserin, und das kleine